

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Privatsammlungen und der Kunstschätze in Kirchen angenommen. Die letztern sind ihrer Natur nach am leichtesten einem Diebstahl ausgesetzt, da eine wirksame Überwachung niemals möglich ist. Die in den meisten Strafgesetzbüchern enthaltenen strengen Bestimmungen gegen Kirchenräuber wirken leider erfahrungsgemäß nicht abschreckend. Dennoch könnten sie vielleicht auf alle Museumsdiebe ausgedehnt werden. Besitzer kleinerer Galerien können jedenfalls nicht staatlich gezwungen werden, ein Heer von Wächtern zu unterhalten, während doch der Staat ein großes Interesse daran hat, daß diese Sammlungen nicht verstreut werden.

In Wien haben zwei Diebstähle kurz hintereinander die Öffentlichkeit beschäftigt. Aus der Galerie der Grafen Harrach verschwand ein „Knabentopf“ Van Dyck's, der nicht wie die meisten übrigen Bilder, fest in die Mauer eingelassen war, sondern nur mit vier schwachen Nägeln lose am Rahmen hing. Das Gemälde hat einen außerordentlich hohen Wert, während ein Elfenbeinrelief mit einer Proserpina, das zwei Tage später aus der Galerie des Fürsten Lichtenstein entwendet wurde, keinerlei künstlerische Bedeutung besitzt. Die Annahme einer Diebsbande scheint daher ausgeschlossen; denn ein so kunst- erfahrener Kenner, wie der Räuber des Van Dyck, würde sich in einem andern Fall nicht um eines minderwertigen Objektes willen der Gefahr einer Verfolgung aus-

gesetzt haben. — In Perugia wurde bei einer Kontrollbesichtigung des Archivs der Benediktiner in der uralten Abtei von San Pietro das Verschwinden einer Urkunde Barbarossas festgestellt, die 1163 ausgestellt war. Das alte Pergamentmanuskript hat auch einen hohen Kunstwert, da es in trefflichen Lettern gemalt und mit dem kaiserlichen Siegel geschmückt ist. Der Diebstahl ist möglicherweise schon vor zwei Jahren ausgeführt worden, da damals die Urkunde zum letzten Mal herausgenommen und photographiert ward. Seither hat sich niemand mehr darum bekümmert, bis sie verschwunden war . . . —

Ein Hohenstaufenschloß. Bei den Wiederherstellungsarbeiten im Schloß von Gioja del Colle in Apulien entdeckte der Restaurator, Prof. Angelo Pantaleo, sämtliche Teile der alten Dekoration, so daß er nicht nur das Schloß in seinen mittelalterlichen Zustand zur Zeit Friedrichs II. zurückversetzen, sondern auch den kaiserlichen Thron neu aufbauen konnte. Die wieder zutage getretenen Skulpturen geben einen unschätzbaren Beitrag zu der noch wenig erforschten süditalischen Kunstgeschichte des hohen Mittelalters und zur Erkenntnis der Einwirkungen, die von der musulmanischen Kulturwelt auf das Abendland ausgeübt wurde. In der Technik wie in der ästhetischen Auffassung der Dekoration zeigen alle Teile des alten Baus unverkennbar diese orientalischen Einflüsse. Hector C. Preconi.

Bücherschau

Belhagen und Klasing's Monatshefte. Ein Almanach. Berlin — Leipzig — Wien.

Eine glückliche und ansehnliche Ergänzung zu den künstlerischen Intentionen, die in der vornehmen deutschen Monatschrift von Belhagen und Klasing zum praktischen Ausdruck gelangen, bildet der gegenwärtig erschienene Almanach von Belhagen und Klasing, für dessen Wert

und Inhalt das Redaktionskollegium der Monatshefte einsteht. Eine künstlerische Gabe von der ersten bis zur letzten Zeile, die sich von jedem Reklamewesen geschmackvoll freihält und nur durch Berücksichtigung vornehmer Kunstwerke und durch die Ausstattung des Almanachs selbst ein beredtes Zeugnis von der achtungsgebietenden Leistungsfähigkeit dieses reichen Verlags

ablegt. Nicht nur die besten Namen stehen in diesem empfehlenswerten Geschenkbuche, sondern auch vollwertige Produktionen, die hier zudem zum ersten Mal erscheinen.

Belletristische Beiträge, um nur einiges aus der Fülle zu nennen, von Maria Ebner-Eschenbach, Hermann Hesse, Otto von Leitgeb, Richard Voß, Rudolf Hans Bartsch, der mit seinem vorjährigen erfolgreichen Romane „Die zwölf aus Steiermark“ in die erste Reihe der Romanschriftsteller eintrat, und Hugo von Hofmannsthal. Kunstwissenschaftliches und technisches von Hermann Muthesius, Prof. Litzmann, Ernst Heilborn, Max Osborn und anderen. Dazu vornehme, dreifach gefiehte Lyrik von Prinz Schönauich Carolath, Emanuel von Bodman, Hermann Hesse, Paul Henje, Carl Hendell, Ludwig Fulda, Ricarda Huch, Gustav Falke, Carl Busse, Frieda Schanz, u. s. w. Nicht zu vergessen, die exakt und sehr schön ausgeführten kleinen Kunstblätter, die als Intaglio- oder Lendrucke, als Faksimile- oder Photographiereproduktionen Kunst und Künstler unserer Tage im Bilde vorführen. Dieser Almanach ist ein Büchlein für Feinschmecker, die durch kleinere künstlerische Genüsse gern einmal die ästhetische Mahlzeit größerer zusammenhängender Werke ersetzen.

C. F. W.

Eliseo Brighenti, *Crestomazia Neellenica*. (XV & 402 S.) Verlag Ulrico Hoepli, Mailand 1908.

Das neugriechische Schriftwesen pflegt im allgemeinen in den Literaturgeschichten kurz abgetan zu werden, so daß man fast zur Ansicht kommen sollte, als hätte der neuerwachte Hellenismus noch keinen geistigen Ausdruck gefunden. Die noch immer weite Verbreitung der altgriechischen Studien könnte ein Eindringen in die neue Literatur sehr erleichtern, aber meist herrschen sogar über das Verhältnis der beiden Sprachen zueinander ganz falsche und anklare Vorstellungen. Das Büchlein, das Prof. Brighenti in der bekannten Sammlung der „Manuali Hoepli“ herausgibt, wird daher auch außerhalb Italiens

und in Griechenland selber begrüßt werden, da hier zum erstenmal eine praktische, mit Beispielen belegte Geschichte der neugriechischen Literatur vorliegt.

In der Einleitung wird die schwierige Frage der „Doppelsprache“, die noch heute zwischen den Anhängern einer rein auf altgriechischer Basis ruhenden und jenen einer aus dem Volksgebrauch hergeleiteten Schriftweise heftige Kämpfe hervorruft, eingehend und unparteiisch auseinandergesetzt. Proben aus den neugriechischen Lesebüchern zeigen die Prosa, wie sie auf den Schulen gelehrt wird, und einige griechische Märchen und Sagen führen in die Denkweise des Volkes ein. Die neugriechische Dichtung ist durch Volkslieder und durch eine reiche Auswahl von Gedichten vertreten, bei denen die verstorbenen Dichter chronologisch und die lebenden alphabetisch eingereiht sind. Jedem Namen ist eine kurze biographische Notiz beigefügt, die für einen künftigen Literaturhistoriker unschätzbare Material sein wird. Die Prosaschriftsteller sind nach denselben Gesichtspunkten angeordnet; nur scheidet hier der Verfasser scharf zwischen den „Puristen“ und den „Demotikisten“, den Vertretern der Volkssprache. Im Anschluß folgen Übersetzungen, nicht nur aus den lebenden Sprachen, sondern auch aus altgriechischen Texten, die nicht nur für Philologen interessant sein werden. Homers Ilias in den beiden neugriechischen Idiomen mit dem alten Urtext zu vergleichen, gewährt in der Tat einen eigenen Reiz. Und daß selbst Lieder Heines neugriechisch ganz gut klingen, beweisen einige Übertragungen A. S. Matessis'.

Die „Chrestomathie“ wird nicht nur für den Schulgebrauch ein nützliches Buch sein, sondern auch dem Gelehrten und dem Amateur manche liebe Überraschung bringen. Hector G. Preconi.

Konrad Falke. „Wenn wir Toten erwachen“. Ein Beitrag zur Kenntnis Ibsens. Zürich 1908. Verlag von Rascher & Co.

Durch eine zweiundeinhalbjährige kritische Tätigkeit an der „Zürcher Post“ hat

Ronrad Falke als Theaterrezensent erwiesen, daß er ein starkes theaterkritisches Talent ist, dessen Fähigkeiten nicht gut übersehen werden konnten.

Dieses Büchlein nun hat ein Mann geschrieben, der vor den Rampenlichtern sehen und schauen, hören und lauschen, fühlen und denken gelernt hat. In dieser Lesens- und empfehlenswerten Schrift gibt uns Falke den Ertrag seiner Ibsenforchung in der denkbar schlüssigsten Form. Aus einer spielenden Beherrschung des umfänglichen Materials heraus, gräbt der Autor nach der Pfahlwurzel des gesamten ibsenischen Kunstschaffens und läßt aus dem Erdreich der ethischen Kunstanschauung des nordischen Erkenners und Bekenners den verzweigten Baum eines Künstlerischaffens und Dichters vor uns erstehen. Indem der Autor die Struktur der dramatischen Faser bloßlegt und den Tenor eines jeglichen Dramas auf einen Satz zu bringen sucht, erhält er schließlich die gedanklichen Prämissen für den erschütternden Lebensschluß, den Henrik Ibsen in heroischer Selbstüberwindung für sein Werk und sich selbst in dem Drama „Wenn wir Toten erwachen“ gezogen. Die lückenlose Schlußarbeit eines geistvollen Interpreten. Die psychologische Ausdeutung und genetisch-rekonstruktive Betrachtung dieses Epilogs ist das Beste, was ich überhaupt je über Ibsen las, wobei die wässerige Einleitung, die dem Gesamtwerk des Nordländers im Fischerischen Verlag vorangesezt ist, überhaupt nicht in Betracht kommt. Wer auch immer in Zukunft über das künstlerische Problem des Lebens und Werkes Ibsens schreiben mag, mit dieser Schrift wird man sich auseinanderzusetzen haben. Ich gratuliere dem stark aufwärts strebenden Dichter und jungen Gelehrten zu dieser konzisen und schlagenden Arbeit. Es ist ein Symptom für das Wachstum des Theatergedankens in der Schweiz, daß diese Arbeit ein Schweizer leistete, daß diese Arbeit in Zürich gedieh, dessen wohlgeleitetes Theater durch einen mit höchstem Kraftaufwand seinerzeit durchgeführten

Ibsenzklus die Anschauungsgrundlage für diese ganz vortreffliche Studie schuf.

Carl Friedrich Wiegand.

Aus Höhen und Tiefen. Gedichte von Christian Schmitt. Verlag von Rudolf Beust, Straßburg.

In dieses Büchlein sich versenken, heißt Gottesdienst, und eine feiertägliche Angelegenheit ist es mir auch, davon zu sprechen. Ich gehöre freilich nicht zu der Junft, die der werdenden Literatur sich widmet und sie öffentlich beurteilt. Auch meine ich nicht, wildernder Weise in das Gehege dieser Junft einbrechen zu wollen. Aber es gibt Dinge, die auch den zum Stammeln bringen, der nicht zu sprechen berufen ist. Ja es gibt Dinge, über die der übliche Sprecher vielleicht nicht das Bessere zu sagen vermag. Gerade über Lyrik, wie sie Christian Schmitt bietet, dürfen nicht Kritiker zu Gerichte sitzen, die sich in geistreichen Ausführungen und in blendenden Rasonnements zu ergehen gewohnt sind. Unser Dichter ist ja nicht ein Mann des Geistes, sondern des lautersten Gemütes; früher Volksschullehrer und nun seit etwa zwölf Jahren Bibliothekbeamter stellt er eine in sich gekehrte Natur dar, in der vielfach Leiden nachzittern, eine Seele voll Scheu vor dem Lärm der Welt.

„Aus Höhen und Tiefen“ heißt der Titel. Aus hohen und tiefen Stimmungen heraus sind diese Lieder geboren, und sie können nur Gemütern zusagen, denen die einen wie die andern heilig sind. Vorab wer nur Unterhaltung oder bestenfalls behagliche Anregung sucht, der greife nicht nach dem Bändchen. Ihn warnt auch der Dichter bereits auf der Titelseite mit dem Spruche:

Wie ich's empfangen, geb ich's hin;
wer mir verwandt, fühlt, was ich bin.
Die meine Weise nicht verstehn,
mögen nur immer vorübergehn.

Und wenn diese Zeilen, wie das bei knappen Äußerungen, die eine Persönlichkeit abgrenzen, leicht eintritt, vielleicht etwas hart klingen, so hat dagegen Christian Schmitt im Innern des Büchleins, wo ihn kein Streben nach Kürze behinderte, für

den gleichen Gedanken die folgenden Worte edelster Prägung gefunden:

Verständigung.

Nicht auf des Zeitstroms Wirbelwellen
such ich mein Ziel in schwankem Boot;
mir fließen zu des Lebens Quellen
aus Bergen frei von Nacht und Not.

Wohl ist auch meine Brust empfänglich
für dieser Erde Lust und Leid;
doch über allem, was vergänglich,
zieht frei mein Geist im Feierkleid.

Drum kann nur dem sich offenbaren
zutiefst mein Wesen und Gedacht,
der mit mir gleichen Weg gefahren
und sich ernährt vom gleichen Licht.

Einige weitere Proben mögen das tiefschürfende, seelisch so fein abgetönte Talent Ch. Schmitts beweisen.

Märzschnee.

Winterfloden weiß umstieben
mein erdämmerndes Gemach,
wirren Schwarms dahergetrieben,
fluchtgleich, über Baum und Dach.

Lang, in morgenfrüher Muße
wartend auf das volle Licht,
steh' ich, bei dem kalten Gruße
Freude doch im Angesicht.

Denn aus dem verstörten Winde,
hörbar nur dem innern Ohr,
wie ein Hornklang, süß und linde,
lenzwarm schwellend hebt's hervor.

Und in den vom Frost durchsprühten
Hauch, der herb die Luft erfrischt,
ist ein Duft, wie aus erblühten
jungen Beilichen eingemischt.

Meinem Jüngsten.

Du kamst uns spät. Der Schatten stumm Geleit
zeigt wachsend schon auf Übermittagszeit.

Die Welle flieht. Lang ist's, mein süßer Bub,
daß ich das Erste, zart wie du, begrub.

Wohl trug das Glück ins Haus uns andre zwei;
sieh, hier am Wieglein stehn sie mit dabei!

Ein lieblich Paar, doch groß nun, groß und klug;
noch kurze Frist, so rüsten sie zum Flug.

Sie gehn, ich weiß: kein Wunsch hält sie, kein Wort;
eins nahm der Tod, sie reißt das Leben fort.

Wie einsam wär' dann meine Abendruh!
Das wußtest du, mein Kind, das wußtest du.

Die Liebe nur.

Ach, dunkle Rätsel bleiben wir uns alle.
Der Blick nicht, nicht die Tat und nicht das Wort
erreicht es, daß auch vom geheimsten Ort
in unsrer Brust der letzte Schleier falle.

Ein Etwas birgt sich hinterm reinsten Schalle
der Stimme. Keiner gibt sich gänzlich fort.
Ein Kämmerlein behält er frei, und dort
häuft Gift sich oft beim edelsten Metalle.

In Armut lieben Engel sich zu kleiden.
Mit schönem Schein steht Bosheit oft im Bund.
Das Unrecht siegt und steigt. Wahrheit muß leiden.

Die Hand ist unverläßlich wie der Mund,
und keiner weiß, wo Gut und Schlimm sich scheiden.
Die Liebe nur dringt auf den tiefsten Grund.

Man sieht, wie überall ein Meister der Form spricht, dem es gegeben, seine Seele auszutmen in wechselvollen Rhythmen und harmonischen Klängen; wir andern mögen prächtige Eisblumen ans winterliche Fenster hauchen, er haucht kunstvolle Lieder ins leidvolle Dasein. Aber mehr als diese Kunst gilt die Seele selbst, die ernste und reife, gilt der Charakter, den kein Tand beschäftigt und keine Leidenschaft aufregt, der vielmehr seinen Lebensweg sinnend verklärt in Behmut, Güte und Weisheit. Wahrlich Christian Schmitt ist ein Priester für jeden, der das üblich Priesterliche scheut ohne dem wehenhaft Priesterlichen abhold zu sein.

E. Leumann.



Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid in Bern.
Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt an ihn zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. —
Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.